

Unser großer Lehrer, der spätere Papst Benedikt, hat einen Ausdruck geprägt, der in die Tiefe des theologischen Denkens reicht und zugleich eine große Hürde benennt, die unser modernes aufgeklärtes Denken schwer überwinden kann, nämlich: „skandalöser Realismus“. Er beschreibt Gottes Willen und seine Fähigkeit, ganz konkret bis in die Materie der Welt einzudringen. Die zwei großen Eckpunkte von Gottes „Realismus“ finden wir in unserem Glaubensbekenntnis: das sind die Menschwerdung Gottes in Jesus durch Maria, die Jungfrau, und die Auferstehung Jesu mit dem zurückgelassenen leeren Grab. Schon früh ist ein verständliches und notwendiges Tauziehen zwischen dem aufgeklärten Denken und der gläubigen Tradition entstanden: jene versuchten, das Wunder durch die enge Pforte der Naturwissenschaft zu zwingen, was dem Wunder alle Ecken und Kanten abbrechen lässt; die Bewahrenden auf der anderen Seite versuchen, unser Welt- und Wirklichkeitsverständnis in das weite Feld einer nicht beweisbaren Welt hinauszulocken. Und dabei es gibt keine Kompromisse und keinen Mittelweg. Beide Kräfte behalten ihr Recht und ihre berechtigten Absichten. Wenn Aufklärung Aufklärung ist und Glaube Glaube, dann müssen aber beide miteinander auskommen und ohne Gegensatz ihre Gültigkeit haben.

Der „skandalöse Realismus“ von Joseph Ratzinger wird nur in einer Welt als skandalös empfunden, die den unsichtbaren aber sprechenden Gott, den Abraham und Mose kennengelernt haben, von der Welt fernhalten möchte. Denn nicht erst der christliche, sondern schon der jüdische Glaube enthält das Skandalöse. Als skandalös wird ja nicht der religiöse Glaube empfunden, sondern nur bestimmte Inhalte, die zum jüdischen und christlichen Glauben gehören. Vor allem sind es im Judentum zwei zentrale Begriffe, welche diesen Skandal von Gottes Realismus in sich tragen: „Erwählung“ und „Land“.

Heute ist es durch die Texte des Sonntags naheliegend, dem Begriff der Erwählung nachzugehen. Auch die großen christlichen „Skandale“ der Jungfrauengeburt und der Auferstehung Jesu berühren ja die Frage der Erwählung.

An der Berufungsgeschichte des Propheten Jesaja und des Petrus und genauso an dem, was Paulus von sich erzählt, können wir deutlich erkennen, was mit Erwählung biblisch gemeint ist.

Es gibt zwei Elemente in allen drei Berufungsgeschichten, die einen Begriff der Erwählung offenbaren, welcher den gängigen Missverständnissen und Verdrehungen, die oft hinter dem antijüdischen und antichristlichen Hass und der Verachtung stehen, den Boden entziehen. Und wir müssen damit rechnen, dass Berufung und Erwählung ihre skandalöse Note auch heute in der Kirche bewahrt haben. Es sind nämlich zwei Fallen, in die auch die Träger der Erwählung leicht hineintappen.

1. Die erste Falle ist, Erwählung als Auszeichnung zu verstehen. Was Jesaja genauso wie Petrus angesichts der Berufung empfinden und in Worte fassen, müssen wir ernst nehmen: „Ich bin ein Sünder! Geh weg von mir!“ Paulus nennt sich ungeniert „Missgeburt“. Und bei keinem dieser wichtigen Männer wird das vernichtende Selbst-Urteil korrigiert. Der Erwählte ist in der Tat nicht besser als die anderen. Und er soll sich das auch nicht einbilden. Die erste scharfe Reaktion der Selbstkritik gehört zur Ehrlichkeit des Glaubens und der Erwählung. Auch Israel als Volk ist nicht besser als die anderen Völker und es weiß das (vgl. Dtn 7,6-8). Die Angst vor der Berufung und die Ablehnung der Erwählung gehören bleibend ins Bild. Die Reinigung, die alle Betroffenen in unterschiedlicher Weise durchmachen werden, lässt das Gefühl, ungeeignet zu sein, nicht verschwinden, sondern bleibt ein Teil der Berufung. Erwählung ist Konfrontation mit der eigenen Schwäche und zugleich auch Reinigung, die allerdings nie zu einem vollkommenen Zustand führen wird, weil die Schwäche letztlich der Erwählung nicht widerspricht.
2. Die zweite Falle ist, die Erwählung als Privileg zu denken. Erwählung ist vielmehr ein meistens sehr lästiger Auftrag. Jesaja, Petrus und Paulus werden berufen, um gesandt zu werden: „Hier bin ich, sende mich!“ – sagt der Prophet; „Von jetzt an wirst du Menschen fangen“ – sagt Jesus zu Petrus und zu den anderen Jüngern mit. Auch Paulus versteht sich als „Apostel“, d.h. als Gesandten. Das ist kein Privileg, sondern Aufgabe, Verpflichtung und Arbeit, die wenig Ruhm und Erfolg im weltlichen Sinn verspricht. Diese Aufgabe und Sendung, die den Inhalt der Berufung ausmacht, wird allerdings nicht vom Menschen definiert, genauso wenig wie die Art und Weise, wie man sie erfüllt. Es geht um Gottes Plan und seine Art, dem

Reich Gottes in der Welt Raum zu geben; Gott den Weg zu bereiten; der Versöhnung zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer zu dienen. Und zwar ohne Ruhm, ohne Gewalt, ohne Zwang, oft auch ohne sichtbaren Erfolg, sondern in der Treue zur Kreuzesnachfolge in Liebe und Gerechtigkeit.

Merkmale der Berufung sind also nicht Auszeichnung und Privileg, sondern Reinigung und Auftrag. Wer diese Merkmale der Berufung ignoriert, sei es, dass er sich als berufen bezeichnet oder sich über die Erwählten erhebt, hat sehr leicht die Bibel gegen sich. Allerdings hat all das Gesagte eine Voraussetzung. Nämlich, dass die Berufung bzw. Erwählung von Gott stammt. Wir nehmen meistens die Frage Gottes an Jesaja nicht ernst: „Wen soll ich senden, wer wird für uns gehen?“ Auch der Ernst dieser Frage gehört zum „skandalösen Realismus“, dass Gott nicht jeden rufen und senden kann, er ist froh, wenn er überhaupt welche findet, die bereit sind.

Ähnlich ist die Bitte Jesu an Simon, mit dem Boot „ein Stück weit vom Land wegzufahren“ und anschließend die Netze „auf der anderen Seite“ auszuwerfen – eine echte Bitte. So wie Gott, ist auch Jesus auf Helfer angewiesen, auf „Menschenfischer“. Konkrete Menschen mit konkreten Lebenswegen und Lebensplänen, die sie an die Berufung anpassen, die sich einer ständigen Reinigung aussetzen, um eine unangenehme und unmögliche Aufgabe mit zu übernehmen, wo der Aufschrei des Jesaja immer noch nachklingt: „Weh mir, ich bin verloren!“

Zugleich ist die rufende Stimme Gottes für den Menschen das Beglückendste, was es gibt: Das Unmögliche soll möglich sein, mit Gott mitzuarbeiten; einer aus sündigen Menschen bestehenden „heiligen Kirche“ soll man angehören; ein ständig gebrochener Bund soll „ewiger Bund“ sein. Damit der große Satz des Apostels Paulus, der nicht zufriedener klingen kann, auch aus unserem Mund erklingen kann: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“